universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Anfänge menschlicher Industrie

Scherzer, Karl von

Berlin, 1883

Anmerkungen

urn:nbn:at:at-ubi:2-4255

Anmerkungen.

1) „Von den hypothetiſchen Urmenſchen, welche entweder in Lemurien oder in Südaſien (vielleicht auch im öſtlichen Afrika) während der Tertiärzeit aus anthropoïden Affen ſich entwickelten, kennen wir noch keine foſſilen Raſſen. Aber bei der außerordentlichen Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen den niederſten wollhaarigen Menſchen und den höchſten Menſchenaffen ſelbſt jetzt noch erhalten hat, bedarf es nur geringer Einbildungskraft, um ſich zwiſchen Beiden eine vermittelnde Zwiſchenform und in dieſer ein ungefähres Bild von dem muthmaßlichen Ur- oder Affenmenſchen vorzuſtellen. Die Schädelform derſelben wird ſehr langköpfig und ſchiefzähnig, das Haar wollig, die Hautfarbe dunkel, bräunlich, die Behaarung des ganzen Körpers dichter als bei allen jetzt lebenden Menſchenarten geweſen ſein; die Arme im Verhältniß länger und ſtärker, die Beine dagegen kürzer und dünner, mit ganz unentwickelten Waden; der Gang nur halb aufrecht, mit ſtark eingebogenen Knieen. Eine eigentliche menſchliche Sprache, d. h. eine artikulirte Begriffsſprache, wird dieſer Affenmenſch noch nicht beſeſſen haben. Vielmehr entſtand die menſchliche Sprache erſt nachdem die Divergenz der Urmenſchenart in verſchiedenen Spezies erfolgt war. Aus dem ſprachloſen Urmenſchen, welchen wir als die gemeinſame Stammart aller übrigen Spezies anſehen, entwickelten ſich zunächſt, wahrſcheinlich durch natürliche Züchtung, verſchiedene uns unbekannte, jetzt längſt ausgeſtorbene Menſchenarten, welche noch auf der Stufe des ſprachloſen Affenmenſchen (Alalus oder Pitheeanthropus) ſtehen blieben. Zwei von dieſen Spezies, eine wollhaarige und eine ſchlichthaarige Art, welche am ſtärkſten divergirten und daher im Kampfe ums Daſein über die andern den Sieg davon trugen, wurden die Stammformen der obigen Menſchenarten.“ Vergl. Dr. Ernſt Haeckel. Natürliche Schöpfungsgeſchichte. Berlin 1873. Georg Reimer.

2) Die Vorſtellungen über den thieriſchen Urzuſtand der Menſchheit

ſind durchaus nicht moderner Art. Man glaubt nahezu eine comtemporäre Anthropologie vor Augen zu haben, wenn man bei Horaz (Satir. I 3. 99—104) die folgende Beſchreibung findet:

Cum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
Unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
Pugnabant armis, quae post fabricaverat usus,
Donec verba, quibus voces sensusque notarent,
Nominaque invenere; . . .

Oder bei Lucretius (lib. V. 1283 u. ſ. f.)

Arma antiqua: manus, ungues, dentesque fuerunt
Et lapides, et item sylvarum fragmina rami,
Et flamma atque ignes, post quam sunt cognita primum.
Posterius ferri vis est, aerisque reperta;
Et prior aeriis erat quam ferri cognitus usus.
Inde minutatim processit ferreus ensis,
Et ferro coepere solum proscindere terrae . . .

3) Während meiner Anweſenheit in Manila hatte ich die ſeltene Gelegenheit ein Negrito-Mädchen zu ſehen, welche im Hauſe eines reichen Spaniers erzogen wurde, der es wahrſcheinlich für ein frommes Werk anſah, dieſe Seele dem Heidenthum entriſſen zu haben. Es war ein etwa 12—14jähriges, 4½ Fuß hohes, ſonſt wohlgeſtaltetes Mädchen, mit wolligem Kopfhaar und breiten Naſenflügeln, aber ohne die ſchwarze Hautfarbe und die aufgeworfenen großen Lippen, welche für den Negertypus ſo charakteriſtiſch ſind. Ihre Körperfarbe war vielmehr dunkelkupfernfarbig. Aus dieſem Grunde ſchildern ältere ſpaniſche Autoren dieſe zwergartigen Urbewohner „menos negro y menos feo“ (weniger ſchwarz und weniger häßlich) und legten ihnen den Namen Negritos (Negerchen) bei. Nach den bisherigen Beobachtungen und Unterſuchungen erſcheint es mir jedoch gewagt, die Negritos (auch Aeta, Aigta, Ita, Ynapta und Ygorote genannt), wie dies von einigen Anthropologen geſchieht, mit den auſtraliſchen Papuas zu einer Raſſe zu vereinigen, wennſchon Wallace verſprengte Reſte einer ehemaligen papuaniſchen Urbevölkerung auf einigen Inſeln des malayiſchen Archipel geſehen haben will.

4) Allgemeine Ethnographie. Wien 1873. A. Hölder.

5) Die Pfahlbauten gehören einer vergleichsweiſe neueren Zeit an.

6) Auf der Inſel Puynipet (6° 47′ n. Br., 158° 13′ 3″ öſtl. L.), welche ich auf der Fahrt von China nach Auſtralien beſuchte, werden noch heute von den Eingeborenen die melonengroßen Früchte des Brodfruchtbaumes (Artocarpus incisa) in der primitivſten Weiſe zur Nahrung bereitet. Die Früchte werden nämlich, ſobald dieſelben reif ſind, ihrer äußeren Schale entledigt und in kleine Stücke zerſchnitten. Sodann graben die Eingebornen Gruben bis zu 3 Fuß Tiefe in die Erde, füttern dieſe gut mit Bananenblättern aus, um das Eindringen von Waſſer zu verhindern, und füllen ſie dann bis auf wenige Zoll von der Oberfläche mit den geſchnittenen Brodfrüchten an, worauf das Ganze mit Bananenblättern zugedeckt und mit Steinen beſchwert wird. Nach einer Weile tritt Gährung ein und die Maſſe wird jungem Käſe ähnlich. Die Brodfrüchte laſſen ſich in dieſem Zuſtande mehrere Jahre hindurch genießbar erhalten, und gelten nach dem Geſchmack der Eingebornen trotz des ſauren Geſchmacks und ſehr üblen Geruchs, wenn ſie wieder aus der Erde genommen werden, als eine ſehr angenehme und nahrhafte Speiſe, wenn ſie gut geknetet, in Bananenblätter gehüllt, zwiſchen heißen Steinen gebacken worden ſind. Die geſchilderte, eigenthümliche Aufbewahrung der Brodfrüchte ſoll in der Sorge vor einer Hungersnoth ihren Grund haben: weil nämlich im Munde des Volkes die Sage lebt, daß vor undenklicher Zeit ein heftiger Orkan auf der Inſel wüthete, welcher alle Brodfruchtbäume mit den Wurzeln aus der Erde riß, wodurch ein großer Nahrungsmangel entſtand.

7) Tum genus humanum primum mollescere copit. Lucret V. 1009.

8) Nach Angabe Sir Henry Rawlinſon's „Tempel des Nebo."

9) Dr. Herm. Grothe: Zur Geſchichte des Spinnens und Webens.

10) Gen. XLI. 42. 43.

11) Einige Forſcher, wie Champollion, Alpin und Fraas, halten den Byſſus für Baumwollgewebe; eine definitive Entſcheidung für die eine oder andere Anſicht muß wohl einer künftigen Richtigſtellung vorbehalten bleiben.

12) Ezech. XXVII. 7.

13) Während eines längeren Aufenthaltes in Bombay im Jahre 1869 beſuchte ich dieſe wunderbaren Skulpturen, von einem gelehrten Hindu begleitet. Die Inſel Elephanta liegt etwa 162 Fuß, die Höhlen, in

welchen ſich die Grottentempel befinden, liegen ungefähr 119 Fuß über dem Meere. Das vorherrſchende Geſtein auf der kleinen Inſel iſt Dolomit und grobkörniger Sandſtein. Die Skulpturen, welche um das 5. Jahrhundert entſtanden ſein dürften und die mich in mehrfacher Hinſicht, namentlich aber in Bezug auf deren künſtleriſche Ausführung an die gleichfalls reichverzierten Felſentempel in Mahamalaipur an der Koromandelküſte in der Nähe von Madras erinnerten, beſtehen größtentheils in Verherrlichungen Schiwa's, und zwar ſind einzelne Figuren ganz meiſterhaft ausgeführt. Als einen intereſſanten Beweis, zu welch excentriſchen Intentionen dieſe merkwürdigen Denkmäler in der Gegenwart benutzt werden, ſcheint es mir nicht ungeziemend, hier zu bemerken, daß z. B. ſterile Frauen gewiſſe Körpertheile an koloſſalen Lingams reiben, im blinden Glauben, daß ſie dadurch Kinderſegen erlangen; und zwar geſchieht dies durch die einfaltsvollen Pilgerinnen ganz öffentlich und mit ſolcher Glaubenskraft, daß die Steine davon völlig glatt gerieben ſind.

14) Gen. III. 21.

15) Gen. IV. 2. 3. 4.

16) Gen. IV. 21.

17) Gen. IV. 22.

18) Gen. XIII. 2.

19) Gen. XIV. 14. 15.

20) Gen. XII. 10.

21) Gen. XXIII. 16.

22) Gen. XXIV. 53.

23) Hiob XV. 28.

24) Auf den meiſten Inſeln des Nikobaren-Archipels ſahen wir die luftigen, dicht am Ufer gelegenen Behauſungen der Eingeborenen auf 8—10 Pfählen von 6—8 Fuß Höhe errichtet, derart, daß man unter denſelben bequem gehen kann. Sie enthalten einen einzigen großen Raum zu dem eine aus Bambusrohr zierlich gearbeitete Leiter führt, welche des Nachts, oder wenn die Bewohner ihre Hütte verlaſſen, weggenommen wird, daher dieſe auch ohne Schloß und Riegel nicht leicht zugänglich iſt. Der Fußboden der Hütte iſt mit Bambusſtäben, welche mit Rotang verbunden ſind, derart conſtruirt, daß die Luft von unten zwiſchen den Stäben frei durchſtreichen kann, und darüber wölbt ſich das zierliche Flechtwerk des bienenkorbähnlichen Baues. Die innere Einrichtung iſt höchſt einfach. Im Hintergrund zeigt ſich eine Art Feuerheerd, ein niedriger, ausgehöhlter,

mit Sand und Steinen gefüllter Holzblock, um dieſen herum einige Thongefäße. An den Dachbalken hängen ausgehöhlte Kokosnußſchalen, als Waſſergefäße dienend, ſowie zierlich geflochtene Körbe, welche die wenigen Habſeligkeiten der Familie enthalten.

25) „Ausgehend von den kühnen, groben Naturmythen, in welche der Wilde die Lehren, die er aus ſeiner kindlichen Betrachtung des Alls gezogen hat, gießt, kann der Ethnograph dieſen rohen Dichtungen bis hinauf zu Zeiten folgen, wo ſie ausgebildet und complicirten mythologiſchen Syſtemen einverleibt wurden: anmuthig kunſtvoll in Griechenland; ſteif und ungeheuerlich in Mexiko; zur bombaſtiſcher Uebertreibung aufgebläht im buddhiſtiſchen Aſien.

Die Mythen ſind zuerſt in dem in der früheſten Zeit beim ganzen Menſchengeſchlechte herrſchenden wilden Zuſtande aufgetreten; ſie ſind bei den noch gegenwärtig rohen Stämmen, welche ſich am wenigſten von jenen primitiven Verhältniſſen entfernt haben, verhältnißmäßig unverändert geblieben, während frühere und ſpätere Civiliſationsſtufen ſie theils durch Erhaltung ihrer weſentlichen Principien, theils durch Uebertragung ihrer vererbten Reſultate in die Form der Ahnenüberlieferung, in Ehren gehalten haben . . . . .

Von der Wildheit bis zur Civiliſation hinauf läßt ſich in der Mythologie der Sterne ein in ſeinen einzelnen Anwendungen allerdings häufig veränderter, aber doch in ſeinem augenſcheinlichen Zuſammenhang von Anfang bis zu Ende niemals unterbrochener Gedankengang verfolgen. Der Wilde ſieht in einzelnen Sternen belebte Weſen oder er vereinigt Sterngruppen zu lebenden Himmelsgeſchöpfen oder zu Gliedern derſelben, oder auch zu Gegenſtänden, welche zu ihnen in Beziehung ſtehen; während am andern Ende der Civiliſation der moderne Aſtronom dieſe alten Vorſtellungen beibehält und ſie als nützliche Ueberlebſel zur Eintheilung ſeines Himmelsglobus benützt. Die wilden Namen und Erzählungen von den Sternen und Sternbildern erſcheinen uns Anfangs als kindliche zweckloſe Phantaſieen: doch, wie ſtets beim Studium der niederen Klaſſen, ſo geht es auch hier; je mehr Mittel wir gewinnen, ihre Gedanken zu verſtehen, deſto mehr Sinn und Verſtand finden wir darin. So z. B. ſagen die Ureinwohner von Auſtralien Jurree und Wanjel, (die Sterne, welche wir Caſtor und Pollux nennen) verfolgen Purra, das Känguruh (unſere Capella) und tödten es bei Beginn der großen Wärme, und die Kimmung iſt der Rauch des Feuers, an dem

ſie es braten. Ferner erzählen ſie: Marpeau-Kurrk und Neilloan (Arcturus und Lyra) ſeien die Entdecker der Ameiſeneier und der Eier des Loan-Vogels und hätten den Bewohnern gelehrt, wie man dieſelben zur Nahrung aufſuchen müſſe. In die Sprache der Thatſachen überſetzt, ſagen dieſe einfachen Mythen nur, welche Stellung die betreffenden Sterne im Sommer haben, ſowie wann die Jahreszeit für Ameiſeneier und Loaneier eintritt, und die Sterne, welche dieſe Jahreszeiten bezeichnen, wurden ihre Entdecker genannt.

Faſt alle Sagen, welche das Leben der Natur im perſönlichen Leben ſchildern, haben ſich hiſtoriſch entwickelt. Der Geiſteszuſtand, dem ſolche phantaſiereiche Fictionen angehören, findet ſich in voller Blüthe bei den Wilden, ſeine Ausbildung und Vererbung erſtreckt ſich bis in die höhere Kultur barbariſcher und halbciviliſirter Nationen hinein, während endlich in der civiliſirten Welt ſeine Effekte immer mehr und mehr aus wirklichem Glauben zu phantaſievoller, künſtlicher und ſogar affektirter Poeſie werden." Vergl. Edward B. Taylor, Die Anfänge der Kultur. Unterſuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philoſophie, Religion, Kunſt und Sitte. Leipzig 1873. Winter'ſche Verlagshandlung. Vol. I. Cap. IX. Mythologie.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerſtr. 17a.